

DER UTOPIE EINE STADT GEBEN

GESPRÄCH MIT KLAUS HEINRICH

WOLFRAM ETTÉ Es soll im Folgenden um einen Zusammenhang der Begriffe Utopie und Polis gehen, und für mich knüpfen sich zwei Aspekte an dieses Zusammenspiel von Utopie und Polis. Auf der einen Seite der Missbrauch, der damit getrieben worden ist. Wenn man zum Beispiel an die Verherrlichung der griechischen Polis in der Neuzeit denkt ...

KLAUS HEINRICH ... bei Marx ...

WE ... bei Marx, aber auch beim frühen Hegel, der sich dann später davon abgewandt hat. In der Romantik spielt es hinein, bei Tönnies auch, und schließlich haben die Nationalsozialisten damit gearbeitet und haben Platons »Staat« als eine Art frühen antiken Bezugspunkt des nationalsozialistischen Staates aufgefasst – ob mit Recht oder mit Unrecht, ist noch einmal eine andere Frage. Das wäre so eine Linie, wo ich sagen würde, es ist schwierig sich heute in einer so komplexen Gesellschaft wie der, in der wir leben, auf einen Zusammenhang von Stadt und Utopie zu beziehen. Die andere Seite bestünde eigentlich darin, dass man das kritisch reflektiert. Die Frage wäre, ob die Stadt – ich verwende jetzt einen Ausdruck, den man bei Ihnen häufig finden kann – so etwas wie ein »konkretes gesellschaftliches Allgemeines« ist, das man gegen die Abstraktheit und gegen die Unsichtbarkeit der gesellschaftlichen Vermittlung wenden muss; allein schon aus dem Grund, dass sich hier eine Öffentlichkeit bilden kann, die

ortsgebunden ist. Das wäre dann auch ein Gegenbegriff zu den virtuellen Öffentlichkeiten unserer Tage: die Stadt als Raum, der Individuen in einer Öffentlichkeit aufeinander bezieht; als ein Raum aber, in dem die Geschichte mitspricht.

KH »Utopolis« ist eigentlich ein ganz schönes Wort. Ich denke, wenn man überhaupt über Utopie und Stadt sprechen will, dann muss man wegkommen von den Figuren, die Utopie als einen nichtgehabten Idealzustand in die Zukunft versetzen, oder als einen ge habten, aber verlorenen Zustand in die Vergangenheit versetzen. Wie das bei Idealzuständen so ist, um des Ideals willen werden Opfer gebracht und um zu dem Ursprung wieder zu gelangen, von dem man abgefallen ist, muss man im Extremfall, der aber zugleich das einzige wahrhaft Gelingenswerte ist, sich selber opfern. Das heißt, wenn wir das auf die Zukunftserwartung übertragen, dann ist jeder Versuch, Opfer für die Zukunft zu bringen, im Grunde nichts anderes als der opferfordernde und -fressende Ursprung in die Zukunft geklappt. Das »Zurück« segelt unter der Flagge des »nach vorn«. Das ist der grässlichste Missbrauch, der – wenn man das Wort nur als Wort hört – mit diesem eigentlich hell klingenden Begriff getrieben werden kann.

Nun gibt es aber in der Stadt etwas, das man im Grunde nur als utopisch bezeichnen kann. Das ist etwas, was nicht in ihr ist, ständig auch in ihr ist, etwas,^ das da und nicht ständig in ihr gegenwärtig ist, etwas, was nicht nur in Raum und Zeit entfernt ist, sondern sich vor allen Dingen nicht mit sich verträgt, trotzdem in ihr ist und sich miteinander reibt, und zwar sich in einer Weise miteinander reibt, dass wir das Urteil fällen: In der Stadt verträgt es sich miteinander. Also das Simultanee von Unverträglichem, das Simultanee von nicht-Gleichzeitigem, das Simultanee von nicht-Gleichortigen findet in der Stadt statt, und zwar im Extrem. Das ist es eigentlich, worin die Verlockung der Stadt besteht, die Verheißung meinethalben auch – also das, was die Stadt zu einem Lockvogel macht, ist, dass sie einem dieses Simultanee beschert aus unendlich vielen Brüchen. Eigentlich geht das

alles gar nicht, aber in der Stadt geht es. Einerseits wird die ganze Natur in die Stadt hereingeholt; sie verändert sich. Bei den Großstädten sprechen wir von den Steingebirgen, von den Straßenschluchten, wir haben also die Canyons drin, wir haben die Möglichkeit, die die Expressionisten in allem, was Stadt ist, sahen, nämlich die Sumpflandschaften einzubeziehen – der Stadtsumpf –, wir haben die schönen Kanäle, aber manchmal fließt auch etwas Dreck durch; wir haben die Wasserlandschaften in Form von hübsch angelegten Teichen, aber manchmal ist es auch ein städtischer See. Plötzlich ist das, was als unwirtliche Natur draußen zu bleiben hätte, präsent, und zwar als kultivierte Natur, kann aber genauso gut wieder in das Unkultivierte umkippen. Die Geschichte ist präsent; Weitestentferntes ist präsent, indem alle möglichen Stile hereingezogen werden und zu allen möglichen Moden in Widerspruch geraten.

Es ist ja in einer Stadt durch Museen, durch höhere Lehranstalten, unter Umständen durch die Universität eine Geschichte der Gattung versammelt. Das klassische Beispiel dafür ist: Nirgendwo auf dem Land, nur in der Stadt gibt es einen Buchladen. Da können sie nachfragen: Haben sie etwas über Neandertaler, haben sie, haben sie – und sie werden es auch bekommen. Aber wichtiger, als dass die Neandertaler in irgendeiner Installation im Naturkundemuseum herumsitzen und zeigen, wie sie mit ihren Höhlen umgegangen sind, ist, dass die Stadt – in glücklicher oder in unglücklicher Weise – etwas von dieser Geschichtstiefe einbaut. Das ist spätestens so seit den Piranesischen Stadterkundungen, der ja in der Tat die Straßen von Rom als stillgelegte Venezianische Kanäle gestochen hat, der überall noch Anker und Ähnliches herumliegen hat, was man eigentlich an der Piazza del popolo nicht vermuten würde, aber da liegt's – und der etwas gemacht hat, was ich auch systematisch ausgeführt habe, nämlich in seinen Bildern immer die Substruktionen der Zivilisation mitgestochen hat, die aus dem bearbeiteten Felsen aufgebauten Substruktionen. Und das sind Substruktionen der Zivilisation einer Weltstadt, wenn man das so sagen will. Ich meine nicht die Zahl der Einwohner; denken sie an die kleine Weltstadt Berlin zur Schinkel-Zeit.

Schinkel hat nicht die Substruktionen von unten aufgebaut, aber er hat seine Bauten an kristallinen Formen ausgerichtet und auf diese Weise ein südlicheres Licht beschworen; und das war zugleich das Licht der klassischen Antike, was er in dieser Weise präsentiert hat. Auch das ist Substruktion, auch dann, wenn sie nicht gebaut ist.

Handgreiflich wird es, wenn man Gebäude sieht – und davon haben wir sehr viele in Berlin –, wo das, was Bernini erstmals als Kunstgriff gemacht hat, nämlich in die Fundamente und dann darüber hinaus bis zum ersten Stock oder manchmal sogar darüber hinaus geführten Rustikationen unbehauene Steine mit einzusetzen, so dass der Bau dann erscheint, als wäre es unten gewachsener Fels, dann bröckelnder Fels, und dann entwickelt sich daraus erst die steinerne Struktur, und diese Art von ...

WE Wie ein Wachstumsprozess?

KH Ja, aber nicht nur ein Wachstumsprozess, sondern auch ein Prozess des sich Setze es darauf, ich habe die Macht, eine Höhle so sehr ins Licht zu bauen. Die Häuser sind ja, wenn sie so wollen und wenn sie es psychoanalytisch betrachten, nichts anderes als ins Licht gebaute Leibeshöhlen. Je höher und heller sie errichtet werden, desto erstaunlicher ist es, dass sie sich nicht losgerissen haben (in der Berninischen Vision) von ihrem Felsuntergrund; dass sie da die Kontinuität gehalten haben.

Im Grunde genommen ist die Stadt naturgeschichtlich sowie realgeschichtlich-gattungsgeschichtlich die Demonstration einer enormen simultanen Einrichtung, einer Simultaneebeschöpfung, könnte man vielleicht sagen. Es wird beschworen, dass dieses alles zu haben ist, und zwar müssen Sie's nicht kaufen, Sie sind mit ihm, würde man heute sagen, auf Augenhöhe. Sie sind mit ihm in einem Verkehr, der selbstverständlich ist. Es werden auch die klösterlichen Bezirke des Schweigens einbezogen. Sie machen einen Spaziergang um den nächsten Stadtparkteich, und dann sind Sie gleich in einer belebten Straße. Da merken Sie, dass diese Simultaneisierung bis weit in die Naturerfahrung und ihre Scheidungen hineingreift und sie ungeschehen macht. Also der Gegensatz von Tag und Nacht wird ausgelöscht, die Stadt beginnt

zu funkeln, sobald die Nacht einbricht. Und wenn sie einmal nicht funkelt, weil Verdunkelung ist, im Krieg oder weil der Strom ausfällt, dann wird das für die Stadt als Katastrophe empfunden. Sie hört eigentlich auf, Stadt zu sein. Die einzige Stadt, die so noch Stadt war, am Ende der NS-Zeit, war Konstanz. Das war das Abkommen mit der Schweiz: Konstanz funkelte bis 1945 und auch danach noch. Die verdunkelte Stadt zu bombardieren, hätte bedeutet, dass Schweizer Gebiet getroffen worden wäre. Das war die Abmachung: dass Konstanz zum Schutz der Schweiz ausgenommen wurde von der Verdunkelung.

Aber zurück zur Realutopie der Simultaneisierung von dem, was unendlich weit voneinander entfernt ist. Alle Zeiten und Räume bis ins Weltall hinein werden in der Stadt immer wieder aufs Neue in immer neuen Anläufen versammelt, obschon das eigentlich gar nicht geht. Das, finde ich, ist das eigentlich Utopische der Stadt.

WE Ich entnehme dem zweierlei. Einmal kann man sagen, es gibt die Utopie der Mischung – und zwar als Gegenbegriff zu den ursprungsmythischen Utopien formuliert, die eben nicht Mischung verheißen, sondern Reinheit. Sowohl das »Zurück in den Ursprung« als auch das »Vorwärts in den Ursprung« lockt mit dem Versprechen: Hier werdet ihr der ganzen Konflikte, aus denen sich die gemischte Existenz zusammensetzt, irgendwie ledig, und das ist dann auch die Opfer wert, die wir dafür verlangen. Und wenn man jetzt sagt – erster Einwand –, die Realität ist nicht so und – zweiter Einwand –, es gibt einen Ort, der diese Utopie zu einer Lebensmöglichkeit macht, mehr oder weniger realisiert, mehr oder weniger intensiv, dann ist es jedenfalls die Stadt.

Das wäre die eine Sache. Die andere Sache: Dieses Moment, dass es einer sehr großen Anstrengung bedarf, einer sehr großen Aufmerksamkeit oder Achtsamkeit, um das auch zu halten. Es besteht ja immer die Gefahr – gerade in einer mittlerweile sehr großen Stadt wie Berlin -, dass sich die Mischung, auf die Sie abgehoben haben, wieder entmischt, dass sich Inseln und Enklavenstaaten herausbilden, in denen man unter sich ist und in denen man dieser Mischung, die ja auch ungeheuer anstrengend ist, ledig

sein kann. Wenn eine Stadt dieses utopische Versprechen nicht nur geben, sondern in Ansätzen auch verwirklichen will, in Ansätzen immer auch bemüht sein muss, den Vermittlungsprozess immer wieder aufs Neue zu versuchen, also diese Konfliktlinien zwischen verschiedenen Interessengruppen oder eben zwischen Stadt und Natur, das Verhältnis zur eigenen Vergangenheit, zu den Toten, immer wieder aufs Neue zur Darstellung zu bringen.

KH Ja, natürlich, eine große Anstrengung. Auf der anderen Seite auch ein, sagen wir mal, unerwartetes Angenommensein. Ich muss einen kleinen Sprung machen dafür. Wenn ich nach dem Krieg bei schlechtem Wetter durch die öden Straßen von Rom ging, war ich wie nirgends sonst in Rom an das Berlin meiner Kindheit erinnert. Durch die Leipziger Straße zu gehen, oder durch die Friedrichstraße, bei ganz schlechtem Wetter. Dieses Öde war mit einem Mal unglaublich großstädtisch. Ich habe immer in diesem Zusammenhang Camus ins Spiel gebracht, mit seinen Oran-Erzählungen: die Stadt, die so gleichgültig ist ihren Einwohnern gegenüber, egal was sie machen und egal was passiert – die gleiche Gleichgültigkeit, von der im Fremden dann die Rede ist. Diese Stadt Oran hat für ihn die Gleichgültigkeit, die seine Mutter gehabt hat, und er vergleicht beides miteinander und er sieht in beidem die gleiche Liebesbeziehung. Das heißt, diese Gleichgültigkeit ist für die Stadt das Geltenlassen von allem und jedem. Mit einem Mal gehört diese Leere auch zur Stadt. Sie ist nicht nur Mischung, sondern sie spiegelt wieder und nimmt an, was immer in ihr passiert.

WE Also auch Indifferenz?

KH Indifferenz als eine mütterliche, alles gleich gelten lassende Macht der Stadt. Ich kam darauf, als Sie erzählten, dass sie in Chemnitz mit der Leere gearbeitet haben, und ich überlegte mir, welche Leere damit gemeint sein könnte. Die verordnete Leere? Das sind die Prozessionsstraßen, die Aufmarschstraßen, die großen durchgehauenen Schneisen, auf denen man schnell Militär zum Einsatz bringen kann, oder wo man wie in Berlin von diesen großen geometrischen Plätzen aus schnell die in den Stadtquartieren wohnenden Soldaten zusammentrommeln kann, wenn es zu

einem Einsatz kommen muss – also verordnete Leere, um kontrollieren und durchgreifen zu können, aber auch, um etwas demonstrieren zu können – die großen Prozessionen und Demonstrationen, wo man sagt: Da kann so viel Raum gefüllt werden, da kann man in breiter Front durchmarschieren. Ein Grenzfall ist schon, wenn die Leere sich nur in Abständen füllt, weil Markt gehalten wird, und weil die Stadt mit ihren breiten Schneisen als große Messestadt gilt, wie in Zwickau etwa das große, an sich leere Stadtgelände, das sich bei jeder Messe füllt, oder wie in Landshut das große, leere, die Stadt durchziehende Gelände, das sich mit all den Waren gefüllt hat, die dort erst mal zum Kauf geboten werden mussten.

Das andere ist etwas, was der Stadt eine Entstehungschance gibt, nämlich die Brachen, die erst noch eingemeindet werden müssen. Als hier Groß-Berlin gegründet wurde, waren viele der Stadtteile noch nicht – es waren ja selbstständige Gebilde – zusammengewachsen: weite ländliche Gebiete. Hier [in Steglitz] war alles, mit Ausnahme eines Straßenzuges, ländliches Gebiet; Sie liefen querfeldein, wenn Sie nach Friedenau wollten, Sie liefen querfeldein, wenn Sie nach Schöneberg wollten. Heute müssen Sie einen Stadtplan bei sich haben, um zu bestimmen, wo die Grenze verläuft – wenn Sie einen Stadtplan mit eingezeichneten Bezirksgrenzen haben. Da sieht man sozusagen die Stadt als einen mit dem eigenen Inneren verfahrenen Kraken. Sie holt sich das Land, das Gelände, die Brachflächen, und sie holt sie sich manchmal auf eine sehr verblüffende Weise.

Die expressionistische Gartenstadtbewegung einerseits, die expressionistische Siedlungsbewegung andererseits: In der Gartenstadtbewegung sehen wir das, was wir als Kultivierungsunternehmen bis heute kennen. Jeder hat teil an einem individuell abgeäunten, aber größer gedachten Park. Also es ist eine Privatisierung eines Großparks, an dem alle teilhaben. Die Siedlungsbewegung war eigentlich etwas Stadtfeindliches. Aber so, wie das expressionistische Entsetzen über die Stadt höchst zweideutig war und von einem großen Faszinosum der Stadt angetrieben war (man nehme nur die Gedichte von Georg Heym: Jedes der

Gedichte hat diese Doppelseite), so war das ländliche Wohnen in der Stadt, das eigentlich gegen die Stadt gerichtet war, etwas, das keineswegs die Ackerbaukultur in die Stadt brachte. Es war die freie Scholle und nicht die Scholle der vormals Leibeigenen aus dem Umkreis der großen Güter. Es war eine tourifizierte [urbanierte?] Landwirtschaft. Die bäuerlichen Siedlungen waren eigentlich das Reinbäuerliche, sollten es sein. Die Überwindung des Industrieproletariats dadurch, dass es auf eigener Scholle wohnen konnte – in einer Hufeisensiedlung beispielshalber, in der Mitte ein Teich, um den herum dann Feste gefeiert wurden, die eigentlich alte ländliche Kultfeste waren: Also plötzlich war die neue Scholle wieder eine Ursprungsveranstaltung –; aber trotzdem, all diese Unternehmungen, ob da der schwarze Teich in der Mitte, oder der Hügel mit einem Miniatur-Stonehenge drumherum, all diese Sachen werden ja eigentlich unter einem großen Verwandlungszauber betrieben und der heißt: Wir machen es in der Stadt. Da ist immer die Frage: Wer trägt dabei den Sieg davon? Und man wird heute sagen müssen, dass die Stadt den Sieg davongetragen hat. Es sind heute städtische Siedlungen und nicht mehr das in die Stadt positionierte Gegenbild zur Stadt. Die Stadtfeindlichkeit hat sich aufgelöst in eine Facette der Stadt. So wird es heute gehandelt, und so war es vielleicht nicht gedacht. Aber so war es sicherlich auch schon als Möglichkeit vorstellbar, als dies geschah.

Sehr viel skeptischer bin ich, wie weit das bei dieser Schreckensanlage des Flugplatzes Tempelhof, diesem riesigen Sagebühnschen (?) Bau gelingen wird. Denn da kommt etwas ins Spiel, was der Stadt das Zivilisatorische austreibt, nämlich die riesigen Größenordnungsunterschiede. Da werden Menschen wieder zu Ameisen vor diesen gewaltigen Dimensionen. Wo große Häuser sind, kann man kleine Läden davorsetzen. Wo Straßenschluchten sind, sind die Abstände von Bürgersteig und Straße so bemessen, dass man Kontakt halten muss – es ist wie in den Corsi der italienischen Städte –; dass man sich etwa in den Straßenschluchten der Friedrichstraße ständig berührte, wenn man dort langlief. Also da ist das menschliche Maß auch in die anderen

Größenordnungen in irgendeiner Weise trickhaft einbezogen. Wo aber das Erdrücktwerden zum Programm gehört, da ist es sehr schwer, ein solches Programm rückgängig zu machen, ohne abzureißen. Also Abreißen des Parteitagsgeländes in Nürnberg oder hier die Flughafenbauten ... Ganz anders sieht das aus – was weiß ich – bei dem Kathreinerhochhaus oder bei dem Gebäude, in dem jetzt die BEWAG ist, was war es ursprünglich? ...

Zurück: Der Schrecken wäre zum Beispiel diesen riesigen Attrappenbauten, der Speer'schen Achse niemals auszutreiben gewesen. Ich war sehr froh, als an dem runden Platz das einzige aufgeführte »Haus des Fremdenverkehrs«, also diese gigantische Drohgebärde – »Fremdenverkehr« ist gut: es ist eine Bedrohung für alles Fremde – nach vielen Jahren dann endlich doch gesprengt wurde. Es war sehr mühsam, weil es Stückchen für Stückchen gesprengt wurde. Aber es hätte sich nicht umfunktionieren lassen. Das gilt ja auch für alle Bunker, die noch stehengeblieben sind. Die kann man auch nicht sprengen, man kann etwas davorsetzen und so tun, als könnte man sie umfunktionieren wie bei diesem Bunker am Deutschen Theater am Max-Reinhardt-Platz. Man kann es verkleiden und etwas Zarteres darüber bauen, wie in der Pallasstraße an dem Wohnbunker. Aber letztlich ist keine Möglichkeit, die Brutalität ungeschehen zu machen.

Für mich ist die Formel für das Sich-aufhalten in den NS-Bauten: »Brutalität und Gemütlichkeit«. Ich habe das von meinen Banden-Analysen hergenommen. Nicht wahr: die Bande, die auf Raub ausgeht und es sich dabei gemütlich macht. Das gilt auch für die Gebäude. Ich hätte im ehemaligen Botschafterviertel unendlich viel abgerissen, was man wieder hochgebracht hat. »Brutalität und Gemütlichkeit«: Das ist etwas, was den genauen Gegensatz zu der Stadtfaszination bildet. Die Stadt ist nicht brutal, sondern sie ist zivilisiert, und sie ist nicht gemütlich, sondern sie bleibt immer ungemütlich. Die Stadt ist zivilisiert und ungemütlich – das ist eine Formel, aber ich glaube, sie leuchtet ein.

WE Sie haben ja unterschieden zwischen zwei Arten von Leeren und zwei Arten, mit der Leere umzugehen und als ein Beispiel für den positiven Umgang die Siedlungsbewegung angeführt. Das

Ganze klappt aber doch nur unter der Voraussetzung, dass eine Stadt sich ausdehnt. Das gilt ja auch immer noch für viele Metropoliten (wobei ich da, was Berlin betrifft, gar nicht so sicher bin); zumindest, was die Bevölkerungszahl anbelangt. Die kleineren Städte haben aber – mal mehr, mal weniger – sehr oft mit dem Problem der sinkenden Bevölkerung zu kämpfen. Es ist eine bestimmte Fläche da, aber diese Fläche wird immer mehr ausgedünnt. Auf eine gewisse Weise entstädert sich die Stadt. Auf ungeplante Weise entstehen neue Leerflächen, Brachen. Die Frage ist, wie kann man das bearbeiten. Es steht ja nicht zu erwarten, dass die Stadt in einem quasi natürlichen Wachstumsprozess diese Leere wieder auffüllen wird. In Chemnitz sind wir relativ massiv mit diesem Problem konfrontiert, aber es gibt eine Menge Städte, wo es sich ähnlich verhält. Da stellt sich das Problem der Leere doch noch einmal anders?

KH Ja. Ich würde sagen, es geht zunächst einmal um drei Vorstellungen von Leere. Die verordnete Leere – geschenkt –; die Brache, die erst noch eingemeindet werden muss, und die der Stadt ein Exerzierfeld für Zivilisierung bildet; und die Leere, die eine psychische Leere ist und den Indifferentismus der Stadt sozusagen vor Augen führt, also wie hier in Berlin etwa, wenn zum Wochenende alle aufs Land rausfahren. Die Stadt war leer – eine fast metaphysische Leere, die *pittura metafisica* lässt grüßen, wenn eine Stadt in dieser Weise leer ist. Aber das ist etwas, was sie ihrer Mütterlichkeit nicht beraubt, also der Möglichkeit, jemanden aufzunehmen. Das, was Sie meinen, ist nun psychisch und realiter Entleerung. Und diese Entleerung – und damit sind wir eigentlich an dem schwierigsten Problem für Städteplaner und Städtebauer angekommen – ist genau der Gegenwurf zu der sinnlosen Auswucherung von Städten. Viele Städte, die heute aufgesucht werden als wunderbare Reminiszenzen, sind dies ja nur in einem Kern; um auf den zu stoßen, müssen Sie unendlich gleichgültige Flächen durchfahren. Ein kleines Beispiel: wie schrecklich, wenn Sie, um sich dem Altstadtkern von Prag zu nähern, durch diese unglaubliche Menge von Plattenbausiedlungen durchfahren müssen. Auf einmal erscheint Prag, aber

sie sind die ganze Zeit durch Prag gefahren. Und da sind glücklich dran Städte, die aus irgendeinem Grunde einen Rahmen behalten haben, über den sie nicht wegwachsen konnten, so dass sie sich intensivieren müssen nach innen und nicht auslaufen können nach außen. Aber ob es nun zur Intensivierung kommt oder nicht umgekehrt zur Entleerung, das steht in den Sternen.

Denken sie daran, eine Stadt wie Rom –: mehr als 1000 Jahre doch ein Mittelding zwischen zerfallender Metropole und kleinen Dörfern mit kleinen Burgen. Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter ist eine demonstrative Entleerung. In Athen war es noch schlimmer, aber es war nicht so groß wie Rom. Dass Rom wieder zu einer Großstadt geworden ist – ich konnte es 1945 noch als Neunzehnte-Jahrhundert-Stadt erleben –, ist ein Glücksumstand gewesen. Im Augenblick läuft es aus nach allen Seiten hin. Weit über die Pasolini-Romantik hinaus wird es zu einer Riesinqualle und frisst die Campagna.

Bei uns wird das so möglicherweise nicht passieren, weil die Stadt aus vielen Gründen für viele Bewohner enorm an Reiz verloren hat und sie sich im Umland etwas suchen, was für sich besteht. Ich wage für Berlin überhaupt keine Prognose zu machen. Wir waren etwas glücklicher dran als Braunschweig mit seinen Inseln, dem großen Abriss in der Mitte und bis heute gelingt es nicht, daraus wieder ein gemeinsames Gebilde zu machen. Berlin war insofern glücklicher dran, als die einzelnen Bereiche bereits für sich so viel Individualität hatten, dass sie Epizentren in der Stadt bilden konnten. Spandau und Köpenick waren selbstständige alte Städte.

WE Ja, und viele Berliner haben doch immer diese doppelte Identität gehabt und haben gesagt: »Ich bin Friedenauer und ich bin Berliner«. Das hat einfach nebeneinander bestanden.

KH Das geht noch viel weiter. Sagen zu können: »Ich bin Brandenburger und Berliner« war für viele, die ihre Häuser draußen auf dem Land hatten, etwas ganz Natürliches. Aber die Stadt ist ja mehrere Male mutwillig zerstört worden. Ich meine die Innenstadt. Erst die großen Schneisen, der Beginn der Speer'schen Planung; dann die Kriegszerstörung, dann die DDR-Zerstörung.

Als ich studierte, war in der Stadtmittle das StraÙengeflecht völig intakt. Natürlieh nicht die Häuser, nicht die Bebauung, das waren manchmal rundum Trümmer. Aber die riesige, künstlich gemachte Stadtbrache, die viele Leute Alexanderplatz nennen (was aber mit dem alten Alexanderplatz gar nichts zu tun hat), also die Stadtbrache zwischen Fernsehturm und Spree; und da liegt dann wie ein Kirchlein auf einem überdimensionierten Dorfanger mit ihrer Schrägorientierung unsere älteste Kirche, die Marienkirche. Die liegt dort plötzlich wie ein verlorenes Etwas und sie lag nach dem Krieg in einer kompletten innenstädtischen Struktur ...

WE Ich würde gerne noch einmal auf die Gefahr der Entleerung zu sprechen kommen. Wie kann man diesen ungünstigen Bedingungen entgegen Zusammenhang stiften? Das wäre für mich jetzt eine Utopie, die nicht abstrakt der Stadt überhaupt gilt, sondern sich auf eine konkrete städtische Situation bezieht, von der in dieser Region viele Städte betroffen sind und es in Zukunft vielleicht noch mehr sein werden. Es scheint mir da Verwandtschaft zu geben zwischen Berlin und Chemnitz, aber auch Unterschiede, die vor allem darin liegen, dass es in Chemnitz viel schwerer ist, aus der Leere einen Zusammenhang zu machen.

KH Berlin ist viele Städte; Chemnitz ist eine Stadt. In Chemnitz hat sich auch das Zentrum niemals verschoben. Es hat sich wohl der Sitz der Obrigkeit verschoben – von oben auf dem Schloss- und Burgberg, wo jetzt, wenn man so will, das entlegenste Museum der Stadt ist, in die Stadt. Aber von dem Moment an, in dem die Stadt dieses Zentrum hatte, ist es auch dortgeblieben. Wieweit die Flecken der äußersten Ausdehnung jetzt noch mit diesem Zentrum zusammengeführt werden können, ist, wie mir scheint, das Problem. Ich weiß nicht, ob Sie der Versuch überzeugt hat, der in den letzten Jahren gemacht worden ist, aus der Zone – also aus dem eigentlichen Zentrum, der Stadtkirche und so weiter – einige Schneisen mit einer Verbindungsbebauung zu legen in Richtung »Chemnitzer Hof«. Das sind ja StraÙenzüge, die von beiden Seiten mit Häusern bepflanzt sind, aber sie haben dem Gelände dazwischen nichts genommen, nichts hinzugefügt. Es sind wirklich nur diese StraÙen, die man entlanggehen kann. Jedes

Mal, wenn wir da waren, ergab es sich, dass wieder einmal ein Stück Straßenzug dieser Art fertiggestellt war. Es wirkte wie eine Siedlungsarchitektur, die aus der Stadt herausführt, und sie sollte eine Verbindung schaffen zwischen dem Neunzehnte-Jahrhundert-Teil der Stadt – also mit der Oper, der Kirche, dem Chemnitzer Hof, dem alten Naturkundemuseum gegenüber in dieser Eintiefung – und dem Zentrum. Erreicht worden ist damit eigentlich nichts. Ich weiß nicht, ob sich das momentan noch verändert hat. Wir sind ein paar Mal so gelaufen – von der Villa Esche runter bis zum Stadtzentrum. Da kommen Sie dann an diesen Krankenhaus- und Sanatoriumsgebäuden vorbei. Dann haben sie verschiedene Möglichkeiten, einzubiegen. Aber es ist eigentlich ein Überlandverkehr dort, bis sie dann wieder städtischen Boden betreten. Oder der Kaßberg. Sie haben hier nur eine einzige Möglichkeit, so runterzusteigen, dass Sie an einem Stadtgelenk ankommen, aber eigentlich auch nur diese eine. Wenn Sie die nicht einhalten, dann laufen Sie doch wieder ins Gelände. So stelle ich's mir hier vor, als die Rauhen Berge noch nicht eingemeindet waren. Da hat es auch lauter fehlende Gelenke zwischen den Stadtteilen gegeben, aber die Stadtteile hatten für sich, als einstmals selbstständige Verwaltungsgebilde, eine andere Kernstruktur als solch ein Villenberg hat.

Es gibt eigentlich nur drei Möglichkeiten: Entweder man betont die Inseln, und damit kommt man zu etwas, was mal ein Schimpfwort war, heute aber zum Gemütlichkeitswort geworden ist, nämlich »Kiezkultur«. Sie wissen, woher das Wort kommt? »Kieze« waren in diesem Teil von Brandenburg, in dem wir sind – und ich nehme an, in anderen Gegenden auch noch –, die wendischen Fischersiedlungen. Die hießen Kiez.

WE Und das war der Inbegriff von Borniertheit?

KH Das war der Inbegriff von ländlichem Proletariat. Die wohnten in einem Kiez. Und solche Kieze gab es in Potsdam. Sie unterstanden meistens einem anderen, häufig minderen Recht. Sie waren immer in gewisser Weise abgeschnitten – eben auch juristisch abgeschnitten – von den anderen Stadtbewohnern. Es gab unglaubliche juristische Unterteilungen. Nehmen sie eine

Stadt wie Brandenburg an der Havel: drei vollständig selbstständige Gebilde bis zum Ende des Ersten Weltkriegs und verschiedenem Recht unterstehend.

VOLKMAR BILLIG Ich persönlich als jemand, der mehr oder weniger unfreiwillig nach Chemnitz gekommen ist, kann mir nach wie vor nicht vorstellen, diese Stadt als etwas zu begreifen, wo man wirklich leben kann. Also mir scheint dieser Organismus, den man mit einer Stadt verbindet, restlos zerstört und ich sehe auch überhaupt nicht, wie man dem jetzt im Sinne von praktikablen architektonischen Lösungen Abhilfe schaffen sollte. Aber was mich an dieser Stadt zugleich – und an diesem Stadtbild zugleich – fasziniert, ist, dass diese Leere, in die man dort hineingeht und in der sich diese Bebauung aus der Stalin'schen Ära noch verdoppelt mit der Abwanderung der Bevölkerung – also diese leeren Straßenzüge und diese leeren Fabrikgebäuden –, dass also diese Leere in gewisser Weise gefüllt ist; und zwar gefüllt mit dieser ganzen Geschichte. Man spürt, dass diese Stadt, die eine der pulsierendsten Industriestädte an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert war, mit ihrer Automobilindustrie, mit dieser Geschwindigkeit, irgendwo auch in Gestalt dieses Krieges, dieser Bomben, zurückgefallen ist, in der DDR-Architektur, in den Auflösungsprozessen der Gegenwart, bis zu den hilflosen Versuchen, das mit Parkhäusern oder Ähnlichem zu bebauen. Darin scheint mir auch etwas von dieser Ambivalenz des Utopischen zu stecken, also in dieser Gleichzeitigkeit, dieser Leere, diesem Verschwinden.

KH Also, die Brüche festhalten und nicht das, was stehengeblieben ist, als Überlebendes zu feiern, nicht wahr? Geschichtsmächtig ist man, wenn man sich in den Brüchen behaupten kann und sich nicht an das Überlebende klammert. Das ist ja das, was sie meinen, mit anderen Worten ausgedrückt. Aber wir gehen dabei immer noch von unseren luxurierenden Erfahrungen aus. Was ist der Reiz, was ist die Macht eines solchen Gebildes? So hat man ja, wie gesagt, unendlich lang zwischen den Stadtinseln in Rom gelebt, bis dann Sixtus V. die einzelnen Straßen auch planerisch hat durchlegen lassen und erzwungen hat, dass die großen

Geschäfte, die großen Paläste an diesen Straßen gebaut wurden. Zu gleicher Zeit hat er den kleinen Leuten Steuerfreiheit versprochen, wenn sie auch dort siedeln wollten. Und so entstanden die langen Schneisen – die Via Sistina ist eine der längsten Straßen, die durch Rom führen, mehrere Kilometer. Das muss man sich die ganze Barockzeit hindurch wirklich als nur randbebaute Schneise vorstellen, mehr nicht. Randbebaute Schneisen, dann wieder eine Insel, dann wieder irgendeine Schneise, wieder eine Insel. Die Via Mirolana war auch solch eine Schneise. Wenn Sie ältere Pläne nehmen, dann ist das geschickt kaschiert; das kriegt dort was Bukolisches, aber es muss auch etwas trostlos gewesen sein, dort zu wohnen. Wenn man sich nicht ernähren kann von den Erfahrungsräumen, die dort nicht zerstört wurden, dann ist es für die dort Wohnenden – also die, die nicht zwanghaft dort hinmussten, sondern einfach dort geboren sind – doch wohl etwas eher Tristes. Und sie wollten weg. Darüber haben Sie ja auch in Bezug auf Chemnitz gesprochen.

VB In der Tat kommt es darauf an: wie man weggommt.

WE Ich bin mir nicht sicher, ob das so viel mit der Stadt zu tun hat. Es hat doch vor allem ökonomische Gründe.

KH Das kann man aber nicht trennen. Die Stadt muss ökonomisch etwas bieten. Ich will ihnen ein paar Beispiele erzählen. Für mich war die NS-Zeit, wo ich niemals aus dieser Verfolgten-Situation herausgekommen bin, bis zum Schluss ein Alptraum; immer ein Verfahren über mir schwebend in der Stellung, in der ich als Luftwaffenhelfer war. Aber es gab eine Helligkeitsoase in Neuruppin, wo ich durch verschiedene glückliche Umstände aus dieser Stellung, in der ich zugleich festgehalten war, doch regelmäßig durch Löcher im Zaun und gedeckt von den anderen, entkam und im Straßengraben in die Stadt gelaufen bin. In der Stadt hatte ich in der Klosterkirche den dort spielenden Organisten gebeten, ob ich nicht auch etwas auf der Orgel spielen könnte. Er hatte eine Tochter, ein bisschen älter als ich, die hat mir die Bälge getreten. Wir haben uns angefreundet, sie hatte ein Paddelboot und ich konnte an einer unglaublich öden Stelle, wo eine große Fabrik gestanden hatte, die aufgelassen worden war (zu ihr stoßen). Da

war aber noch ein großer Stein, da konnte ich meine Uniform darunterlegen. Ich hatte meine Badehose dabei, es war ein wunderschöner Sommer, und ich konnte, als wäre ich in einer vollständig anderen Welt, mit ihr Paddelboot fahren, hierhin, dahin, dorthin. Sie hatte viel in ihrer Altersclique zu sagen, ich konnte mich auch mit den anderen zusammensetzen und war goutiert. Das war also eine – auf ganz kurze Zeit – ganz unglaubliche Durchbrechung von dem, was mir da beschieden war. Nach dem Krieg sind wir wieder nach Neuruppin gefahren – nicht unmittelbar nach dem Krieg, aber sobald es die Abmachung gab, dass man unmittelbar wieder reinfahren konnte. Da gab es dann eine Busverbindung nach Neuruppin. Ich war wieder hingerissen von der Stadt und habe dieses öde Gelände sehr geliebt. Und wir sind dann alle Jahre gewesen – das machen wir jetzt noch, wir fahren jetzt wieder nach Neuruppin für zwei Wochen. Aber dieses Stückchen Ödland dort, das für mich so viel bedeutet hat, der Ort, an dem ich mich verwandeln konnte – ich habe auch alles noch wiederentdeckt und konnte meiner Frau den großen Stein zeigen. Jedes Mal hatte ich etwas Angst, ihn könnte jemand bewegt haben, aber das geschah nicht. Dieses Stückchen Land also, durch das wir immer noch liefen, wenn wir an das Ufer des Sees wollten, wurde eines Tages gesperrt und man hat mit Investitionsmitteln die Therme Neuruppin dort aufgebaut, mit einem dazugehörigen Kettenhotel und einer Reihe von Häusern für ein neues Stadtviertel. Die Stadt hat sich dadurch nicht gefüllt, sondern verengt. Für meine Erfahrung ist etwas weg, was nicht wiederbringbar ist. Für diejenigen, die dort arbeiten, ist enorm viel erreicht worden. Ich hab's mir mal angeguckt und bin in die Therme reingegangen und finde es zum Grunzen. Aber es bringt der Stadt etwas, dieses Stück Thermeneinrichtung und trotzdem auch nur ganz und gar punktuell. Neuruppin hat keine Kriegszerstörungen gehabt – ein großer Glücksumstand – und es steht trotzdem genauso auf der Kippe wie die Städte mit den großen Kriegszerstörungen wie Chemnitz.

VB Neuruppin hat ohnehin das Paradox, dass es als Residenzstadt einer ganz anderen Größenordnung projiziert worden ist;

zumindest der Marktplatz und das Stadtzentrum. Man hat da etwas hineinimaginiert, was so nie stattgefunden hat.

KH Sie wissen, woher das gekommen ist? Sie kennen Rossi, den italienischen Architekten? Rossi hat erklärt – ich mag ihn nicht, aber er gehört zu den wichtigsten seiner Generation –, es gebe nur eine einzige Stadt nördlich der Alpen, die den Besuch lohne, und das sei Neuruppin. Das ist ein typisches Rossi'sches Bonmot. (Neuruppin, wie wir es jetzt sehen, verdankt sich dem) Das ist der Wiederaufbau nach dem großen Stadtbrand. Die ganze Stadt war eine Brandwüste, Neuruppin war eine der fast ganz abgebrannten Städte. Den Wiederaufbau hat dann Friedrich Wilhelm II. betrieben, als Beispiel eines klassizistisches Stadtaufbaus. Er hat Kanäle graben lassen, und die breiten Straßen hat man als Feuerschneisen entworfen, damit nicht wieder ein solcher Totalbrand passiert. Darum diese Breite. Und das Ganze als klassizistische Idealstadt: das schlossartige Gymnasium für die ganze Gegend – »CIVIBUS AEVI FUTURI« steht darüber, »Den Bürgern eines neuen Zeitalters«. Das hat man gelassen und das hat immer gestimmt. Das hat durch die ganze Zeit hindurch gestimmt, vom Ende des 18. Jahrhunderts bis heute.

Neuruppin hat außerdem den hohen Reiz, dass es eine eigene Grafschaft war: Es war ja älter als das preußische (Reich?), älter als die Mark Brandenburg. Davor schon war die Gegend von dem Geschlecht der Ruppiner besiedelt, zugleich mit den Askaniern. Die waren damals noch Fürsten und Grafen, als sie hereinkamen – es waren die Grafen von Glindow-Ruppin – und haben sehr klug für ihre große Grafschaft, die sich sehr weit ausdehnte, bis nach Oranienburg und Neustrelitz, auf der anderen Seite bis Wittstock, alles Grafschaft Ruppin –; und die haben klug ihre Hauptstadt aus jeglicher Erbuntertänigkeit – Abgaben und so weiter – entlassen und sie zu einem Handelszentrum mit eigener Stadtregierung gemacht. Dadurch ist Neuruppin, zwischen den Sümpfen gelegen (nur ein einziger Knüppelgang führte früher darüber), die Hauptstadt der Grafschaft Ruppin, ein selbstständiges bürgerliches Gebilde geworden. Und dann haben die Grafen von Ruppin und die Hohenzollern einen Erbvertrag geschlossen, und lediglich

dem, dass die Hohenzollern so zeugungswütig und die Ruppiner so melancholisch waren, verdankt es sich, dass jetzt die Mark Brandenburg nicht ruppinisch ist, sondern umgekehrt die Grafschaft Ruppin preußisch geworden ist. Aber noch in der Titulatur Wilhelms II. taucht immer auf: »Graf von Glindow-Ruppin« als Extra-Gebilde.

Als Zentrum einer Landschaft, die unendlich schwer erreichbar war, wurde es auch nicht erobert. Es ist immer freigeblieben von Eroberungen, nie gebrandschatzt worden – bis eben dieser verheerende Stadtbrand entstanden ist. Davon merkt man heute noch etwas. Aber die Stadt entvölkert sich zusehends. Die Häuser werden immer schöner, und die Stadt wird immer leerer. Was ist dagegen zu machen? Nur die Ansiedlung von Gewerben, die man heute nicht mehr braucht? Die Sachen, die man heute braucht, kann man völlig unabhängig von Raum und Zeit machen.

Für unsere ganze Stadtdiskussion ist ja das Entscheidende, dass die Stadtutopie das einzige ist, wo man noch anbeißen kann, dass die Stadtutopie eben nicht das Raum- und Zeitloswerden ist, was heute die Kommunikation allgemein ist. Sie kennt nicht mehr Raum, der überwunden werden muss, nicht mehr Zeit, die das fordert, sondern im Gegenteil die Versammlung von Räumen und Zeiten in einem Raum. Das ist das Gegenangebot. Das kann einen Reiz haben, der über die touristische Vermarktung hinaus geht (sie hat ja zum Teil sogar Chemnitz erfasst, glaube ich: die Villa Esche ist ein Magnet ...).

VB An der Autobahn steht jetzt »Stadt der Moderne«. Da wird also ein Mythos von Chemnitz geschaffen, der genau diese Vielfalt von Räumen und Zeiten, die sich in solch einem Gebilde begegnen, leugnet.

KH Genau. Es ist natürlich – dieser großartige Bau, das Schocken-Kaufhaus: ich weiß nicht, ob das geklappt hat, aber es soll ja seit langem Archäologisches Museum werden ...

VB Soweit ich weiß, ist das jetzt unter Dach und Fach.

WE Ich habe vor ein paar Tagen darüber mit Frau Mössinger gesprochen. Es ist dies eine Sache, die immer noch in Bewegung ist. Der Grund ist, dass die Dresdner Sammlung die älteste ihrer

Art in Deutschland ist. Die Exponate sollen eigentlich nicht heraus aus den Räumen, in die sie sozusagen immer schon gehören. Das Problem ist, dass niemand sich das anguckt, dass zu wenig Platz da ist, um das, was sie haben, überhaupt zu zeigen. Wer weiß schon, dass Dresden eine ägyptische Sammlung hat? Kaum jemand. Das alles könnte natürlich gezeigt und in einer ganz anderen Weise öffentlich gemacht werden als in Dresden. Und dagegen steht eben nun dieses Traditionsargument, aber es ist eine Tradition, die kaum jemandem etwas nützt.

KH Die Archäologie ist weitgehend magaziniert in Dresden.

WE Diese Frage scheint immer noch nicht entschieden zu sein.

– Mir ist jetzt eine Sache durch den Kopf gegangen, die mich auch schon im Vorfeld unseres Gesprächs etwas beschäftigt hat: dass nämlich die Religionswissenschaft, die Sie betrieben haben, von der Reflexion der Stadt nicht ganz zu trennen ist. Wenn man jetzt mal das Beispiel Freud nimmt, für den Rom so wichtig gewesen ist, nicht bloß ein Gegenstand, sondern eine Art Abbildung dessen, was er wollte, und wenn man Ihre in der Zeit zurückreichende und im Raum ausgreifenden Erzählungen über Berlin und die es umgebende Landschaft hört – Volkmar Billig meinte auch vor unserem Gespräch, dass der Begriff der Spaltung, der für sie als Reflexionsgegenstand wichtig ist, sicherlich nicht gedacht werden kann ohne die gespaltene Stadt, in der Sie leben –, so fragt man sich: Wieweit, wenn man Wissenschaft betreibt, wenn man philosophiert, wird das Denken durch diese Einbeziehung des politischen Raumes, des Stadtraumes, des Verhältnisses von Stadt und Natur, dazu befähigt, sich gegen seine rationalistischen Voraussetzungen zu wenden, wie Sie es versucht haben und wie Sie es immer wieder verlangt haben. Mir scheint es da einen vielleicht gar nicht exakt zu ermessenden Erfahrungsschnittpunkt zu geben.

KH Also die politische Spaltung später hat darauf keinen Einfluss gehabt. Das war sehr viel früher. Wenn es einen Begriff gibt, den ich als Ausgangspunkt habe, dann ist es der der Selbsterstörung. Das ist wirklich der älteste Erfahrungsbegriff, der für mich schon als Fünfzehn-, Sechzehnjährigem wichtig war. Ich sah

die ersten Bombardements der Stadt als einen ganz großen Glücksfall an, indem ich naiverweise damals dachte: Wenn das noch ein paar Mal passiert, dann gibt es einen Aufstand; das wird nicht klaglos hingenommen. Das war die vollständig falsche Verlängerung meiner eigenen Erfahrung. Es hat im Gegenteil Trotzreaktionen gegeben. Aber dass ich diese ganzen Sachen entwickelt habe; dass ich sie meinen Klassenkameraden vorgestellt habe, oder am Geschütz – das ist dann alles mitgeschrieben worden und von jemandem, der dann die große Anzeige gemacht hat –, das hat mich dann ins ausgedehnte Verderben gestürzt. Da habe ich immer wieder gesagt: Das, was wir betreiben, das ist doch einfach Selbsterstörung. Nur wenn von außen ein enormer Einbruch erfolgt, ein zerstörerischer Einbruch, kann so etwas bewusst werden. Da habe ich von Psychoanalyse noch nichts gewusst, außer dass ich den Namen Freud kannte und die Rücken der Bücher, die bei meinem Vater im Bücherschrank standen. Das ist eigentlich die grundlegende Erfahrung gewesen. Da war dann das andere, mit Spaltung, worauf ich jetzt im Alter immer wieder zurückgekommen bin, zur Demonstration dessen, was Bundesdenken kontra Ursprungsdenken sein könnte. Bundesdenken geht durch Spaltung hindurch, es ist anders gar nicht möglich, da es schon in der Sprache vorgebildet ist. Wir setzen Spaltung voraus in unserer Sprache, wenn wir sagen: »Du bist doch nicht ganz bei dir«. Und wir sagen – das ist eine Bundesformel – das entscheidende ist es, »bei sich« zu sein. Nicht identisch zu sein mit sich, sondern bei sich zu sein. Das heißt, in der Sprache sind diese Schocks fixiert und das Bei-sich-sein nicht so ganz einfach, das hat um diese Zeit eigentlich jedes Wesen erfahren – ich sage nicht »gelernt«, aber es war eigentlich nicht nicht zu erfahren. Ich habe eine völlig gespaltene Wirklichkeit erlebt – auch in einem positiven Sinne, den ich als Glücksfall empfinden habe. Ich war die Woche über in der Stadt und von Freitag bis Montag waren wir auf dem Land. Dieses Pendeln den ganzen Sommer über – die großen Ferien sowieso auf dem Land, und dann erst wieder in der Stadt. Der Tausch von Stadt und Land: Ich brauchte im Sommer an keinem Sonnabend in die Schule zu gehen und war wegen

»Auflösung des Hausstandes« von der Schule freigesprochen – »freigesprochen« ist in dem Fall auch ganz richtig. Das ist eine Erfahrung, die Stadtkinder heute kaum noch machen – vielleicht beginnt es jetzt wieder. Entfernt waren alle Jungen und Mädchen in diesen drei-vier Salzburger (?) Siedlungsorten dort, Golm und Töplitz, mit mir verwandt. Das waren alles Cousins und Cousinen aus der Vatergeneration meines Erbonkels. Das bedeutet mir sehr viel. Ich war für die kein Fremder: Fremde wurden verhaun. Sie können sich von der Fremdenfeindlichkeit der Brandenburger kaum einen Begriff machen. Jedes Kind, das dort ankam und nicht dazugehört, wurde tatsächlich verhaun.

WE Auch dauerhaft?

KH Ja, es wurde nicht akzeptiert. Wenn es dann zur Schule ging – das war bei manchen so, wenn der Vater sagte: um Gotteswillen, nicht zu den Bomben nach Berlin zurück und der Krieg ist ja sowieso bald zu Ende – so schnell war er dann nicht zu Ende. Das ist ja auch eine Art von Gespaltenheit.

(Eine andere Art von Gespaltenheit war, dass ich so viele) Ich habe, so viele Personen wahrgenommen habe, die in Uniform zu geifern begannen und daneben die freundlichsten Leute waren. Ich habe erlebt, wie mir der Griechischlehrer ständig auf die Schuhe gespuckt hat: »du Novemberling von 1918« usf., und dieser Mann kommt dann 1948 in der Buchhandlung auf mich zu und sagt: »ach, Boris« – ich wurde Boris genannt, weil wir mehrere Kläuse in der Klasse hatten, ich heiße eigentlich mit erstem Namen Boris – »hilf mir doch. Ich darf nicht mehr unterrichten, meine Kinder sind in Not« und und und. Ich habe so viel Contenance bewahrt, dass ich ihn habe stehenlassen, aber ich war so etwas von außer mir, das hat mich nicht mehr losgelassen. Ja, ich hatte es von vornherein mit gespaltenen Realität zu tun. Jemand zieht seine Uniform an und beginnt zu schwellen und so zu reden, und er zieht die Uniform aus und ist wieder ein freundlicher Mann.

VB Ich würde gerne noch mal nach dem Begriff der Selbstzerstörung fragen und das etwas von den Städten wegbringen, dafür aber zur Utopie. Mir scheint, dass das ein fundamentaler Begriff

ist, der auch für das, was die Religionswissenschaft an der FU gewesen ist, von größter Bedeutung war: also eine Aufklärung über diese Prozesse der Selbsterstörung zu betreiben. In dem Zusammenhang taucht ja auch bei ihnen der Begriff der Utopie in verschiedenen Zusammensetzungen auf. Nun haben wir es ja heute wieder mit sehr handgreiflichen Selbsterstörungsprozessen zu tun. Da kann man bei der Umwelt anfangen, über die Gentechnik, die in die Substanz des Menschen eingreift, bis hin zur Geschichte, die ad acta gelegt wird und damit das Utopische beiseitegeschafft wird. Die Vorstellung des globalen Unfalls ist etwas, mit dem wir sehr vertraut sind und uns trotzdem kaum kompetent fühlen, etwas dagegen zu tun. Seit dem Ende des Krieges ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Wie beziehen Sie das aufeinander? Kann man sagen, dass das utopische Projekt einer Aufklärung über Selbsterstörungsprozesse versagt hat? Oder hat das eine mit dem anderen nichts zu tun? Wie würden sie das im Rückblick beurteilen?

KH Ich meine wirklich, dass Aufklärung über genau das, was das Gegenteil von Aufklärung ist, über das, was ausgespart worden ist aus der Aufklärung; dass genau das das Aufklärungswürdige ist. Wenn sich Aufklärung nicht über sich selber aufklärt, über diese unglaublichen Abgrenzungen und Ausscheidungen, die sie vorgenommen hat, dann ist sie sowieso gescheitert. Das erstmal vorweg. Und wenn sie sich darüber aufklärt, dann kann sie das nicht durchdringen, so wie Sie auch in einer psychoanalytischen Kur nicht sagen: Jetzt weiß ich es, jetzt durchdringe ich es. Sondern es kann dann wieder nur Versuche geben, das völlig unverträgliche Miteinander zu balancieren. Das ist die Stadtleistung, das ist das Utopische an ihr, dass in ihr eigentlich keine Balancen herstellbar sind.

So lange wir überhaupt Wesen sind, die reflexionsfähig sind, sind wir gespalten. Wenn ich sage »ich«, dann mache ich ja keine Identität, sondern bezeichne aus der Situation jemandes, der spricht, den, den ich für mich halte, wenn man's mal ganz krass ausdrücken will, und die Kinder, die nicht ich sagen, sondern »Caroline hat das und das getan«, die sind viel weniger gespalten,

denn sie übernehmen die Außenansicht ohne Weiteres, von der anderen Seite. Das »ich«-sagen ist nicht das Früheste. Das Früheste ist das »mir«-sagen, das »mich«-sagen.

Zurück. Die Spaltungserfahrung ist primär. Dass man das zusammenkriegt, dass man die gespaltenen Stücke miteinander verbündet, ist eine außerordentlich schwere Belastung, die durch viele Brüche hindurchgehen muss. In der Pubertät wird das ja alles noch mal in Frage gestellt.

WE Nochmal zurück nach der Frage über aktuelle Selbstzerstörungstendenzen. Würden Sie sagen, dass das in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat? Mein Eindruck ist schon der, dass wir ohne große Reflexion und Reflexionsmöglichkeit in so einer Selbstzerstörungsbewegung drinstecken. Bedeutet das, dass das Projekt der Aufklärung gescheitert ist? Oder vielleicht sollte man nicht von Scheitern reden. Es hat sich jedenfalls verändert. Die Blockkonfrontation zweier Supermächte besteht so nicht mehr, so wie 1961 in der Kubakrise, wo die letale Drohung für alle unmittelbar greifbar war, sie ist aber nicht weniger umfassend geworden.

VB Eigentlich wird der Mensch komplett demontiert. Und die Medien stellen das mit einer gewissen Faszinationslust dar und versuchen es sogar annehmbar zu machen.

KH Das ist ja der zentrale Vorwurf an diejenigen, die große Theorien ausbilden, beispielsweise eine Terrorismustheorie, die nicht die Faszination, die Terrorismus bedeutet, untersucht, ist von vornherein Reklame für den Terror. Das ist wirklich erschreckend. Terror ist ja ein Wort, das Subjekt und Objekt nicht trennt. Er ist ja ein Schrecken, der denjenigen, der die Drohung erfährt und denjenigen, der sie ausübt, nicht trennbar macht, sie als nicht unterscheidbar erscheinen lässt. Das hat eine unglaubliche Faszination, die allen Berichten über Terrorattentate innewohnt. Nach dem Krieg war noch lange Zeit die Pornographie der Aufhänger für die Massenpresse. Und eines Tages spielt die Pornographie nur noch eine Rolle, wenn sie selber unter katastrophischem Vorzeichen auftrat. Das war entscheidend; eine Nur-vor-sich-hin-Pornographie war gleichgültig geworden. Die

Katastrophenfaszination ist ja unter dem Titel des Ereignisses durch Heidegger in die Philosophie eingewandert und genießt heute als Event-Kultur den größten Grad gesellschaftlicher Allgemeinheit. Das wäre niemals der Fall gewesen, wenn es nicht so große Faszination, also Anziehung und Abstoßung zugleich ausübte. Das Ereignis kennt ja keine Konditionen; in dem Augenblick ist man von allem, an dem man sonst vielleicht mitgewirkt hätte, entlastet. Für Heidegger was das Ereignis der große Entlastungsbegriff. Er entwickelt ihn zwischen 1936 und 1939; 1939 war das Manuskript abgeschlossen, unter dem Titel Vom Ereignis, also ›vom Ereignis her‹, nicht ›über das Ereignis‹, »ex«, nicht »de«. Und das eben war die Entlastung par excellence. Kann man Ereignis vom Sein her denken? Nein. Aber kann man Sein vom Ereignis her denken? Ja, aber nur, wenn man sich dem Ereignis überlässt, von dem her es sich denken lässt. Das ist ganz unglaublich, es ist wirklich die Totalentlastung; in einer ganzen Serie von Übertrumpfungungen wird der NS sozusagen schachmatt gesetzt; er ist selber nur eine unzureichende Katastrophe gegenüber dem, was das eigentlich als Ereignis Katastrophe wäre; er wird verbal überboten und zugleich entlastet sich der, der davon spricht. Das ist ein Vorgang, der mir damals sehr solitär erschien, von dem ich aber heute meine, dass er ganz allgemein ist, dem ich also heute wieder eine unglaubliche Allgemeinheit zuerkennen würde. Heidegger ist da nur Vorreiter gewesen.

WE Also eine ganz wichtige Figur für die Symptomatologie des 20. Jahrhunderts.

KH Ja. Das war schon damals in den Unterhaltungen mit Wolfgang Heise. Ich habe damals zwei Sachen zu Heidegger gemacht. Ich habe einmal einen großen Heidegger-Vortrag gehalten, wo ich Sein und Zeit vorgeführt habe als das faszinierende Gebilde, das dieses Buch ja ist. Und dann einen zweiten Vortrag, wo ich es interpretiert habe und die Gefahr dieser Faszination dargestellt habe. Das war 1947 und da habe ich zum ersten Mal – also in dem zweiten Vortrag – diese Figur verwendet, dass das »eigentliche Selbst« bei ihm das entleerte »Man-selbst« ist, und dass das von ihm schlechtgemachte Man-Selbst eigentlich

das Selbst wäre, auf das man setzen müsste: also »Gerede«, Nachdenken, Erfahrung. Alles, was damit zusammenhängt, wird ausgeblendet. Ich habe gerade ein Buch von Herrn Borscholt durchgesehen – er war ursprünglich in Hamburg, jetzt ist er in Essen; früher ist er auch zu meinen Kolloquien angereist gekommen und hat selber Vieles vorgestellt. Er hat eine Religionswissenschaft verfasst, die bis zum Kriegsende geht – eine historische Sache also – und will nun eine machen, die sich mit der Nachkriegszeit befasst und in der ich eine zentrale Rolle spiele. Ich habe ihm gesagt, dass es wohl eine exzentrische Rolle wäre ... Jetzt gerade jedenfalls hat er in der Zeitschrift *Mittelweg* einen großen Essay über die Dahlemer Vorlesungen und meine Bücher verfasst, der das Ganze als eine große Erfahrungsphilosophie vorstellt.

Ich meine jedenfalls ganz im Ernst, dass die reklamegleiche Entlastungsstruktur, diese ganzen Event-Reflexionen, all das wäre eigentlich der vornehmste Gegenstand für Aufklärung heute. Wo soll man da ansetzen? Im Schulunterricht natürlich, von Anfang an; nicht erst an der Universität. Es war ja meine große Selbsttäuschung, dass ich meinte, es sei wirklich die Aufgabe der Universitäten, der Gesellschaft ein Bewusstsein ihrer selbst zu geben und sie über ihre Selbstzerstörungsprozesse aufzuklären. Das habe ich nach dem Krieg für selbstverständlich gehalten, und als das dann so kaputtging an der Lindenuniversität und wir dann die FU aufgemacht haben, habe ich noch einmal gedacht, es müsste möglich sein, und das war wieder eine große Selbsttäuschung. Und doch weiß ich eigentlich nichts Besseres zu sagen, als dass es eigentlich so sein sollte.

WE Man kann ja auch gar nicht darauf verzichten, egal unter welchen Bedingungen. In Chemnitz hat sich gerade eine Gruppe von Studenten gebildet, die im folgenden Jahr Podiumsveranstaltungen zu dem Thema organisieren wollen, was die Universität denn sein soll. Denen habe ich Ihre Texte zu lesen gegeben, sie setzen sich darüber auseinander und nehmen diese Anregungen auf. Wahrscheinlich muss man erst einmal auf die Idee verzichten, dass sich das, was diese Studenten wollen – und es trifft sich in vielen Punkten mit dem, was Sie formulieren -, institutionell

realisieren lässt. Ich träume immer wieder davon, dass man eine Art Parallel-Institution zur Universität gründen müsste, weil ich nicht glaube, dass sich die Universität angesichts der Entwicklungen der letzten Jahre innerlich reformieren lässt. Es ginge also um eine Ausgründung, wenn Sie so wollen. Aber trotzdem, und mag es noch so wenig sein: Dieser Anspruch reißt nicht ab, auch wenn es nur sehr wenig Leute sein mögen, die ihn aufrechterhalten. Das mag man entmutigend finden, eben weil es keine institutionelle Gestalt gewinnt, aber es ist doch besser als nichts, wenn überhaupt immer wieder der Impuls sich regt, die Institution daraufhin zu befragen, ob sie das auch leistet. Der Ausdruck Selbsttäuschung beschreibt vielleicht doch nur eine Seite.

KH Ja, das hoffe ich. Aber man muss es trotzdem aussprechen. Zunächst im Krieg, wo ich dachte, wenn noch mehrere solcher Angriffe kommen, dann hat es eine explosive Wirkung und es gibt einen Aufstand; und dann, als ich dachte, nach dem Krieg, die Universität, frei von NS, kann darauf reflektieren, und als das dann nicht passierte ... Das sind ja alles Selbsttäuschungen gewesen. Nicht, dass die Sache selber Selbsttäuschung wäre, aber dass ihre Übertragung, ihre Mitteilung, ihre Verbreiterung – wie immer man das nennen soll – auf der Hand liegt, das war die Täuschung. Natürlich hofft man mit aller Kraft, dass es möglich ist, solche analytischen Prozesse in Gang zu setzen und sie herauszuholen aus der Enge der einzelnen psychoanalytischen Kuren, der einzelnen Psychoanalysen. Der Gegenstand ist ja eben der, den die Psychoanalyse vielleicht am deutlichsten – daneben höchstens noch einzelne Artisten, Künstler, manche Dichter – gesehen und mitgeteilt haben. Man kann's nicht auf die individuelle Analyse beschränken, aber wie kann man's über sie hinaus erweitern? Das ist die Frage.

VB Kann man heute noch mit derselben Selbstverständlichkeit wie früher den Begriff der Utopie benutzen? Oder ist er in gewisser Weise diskreditiert und man müsste eigentlich sagen, dass wir in einer postutopischen Zeit leben? So wie sie von »genitaler Utopie« oder »Gattungsutopie« gesprochen haben, kann man das heute noch beanspruchen? Ich habe mich lange dagegen

gewehrt und gedacht, mit dem Begriff begeben wir uns aufs Glatteis. Überzeugt hat mich dann dieses Zusammentreffen mit dem Romantitel dieses Chemnitzer Schriftstellers, und ich habe gedacht: Dann gerade, man muss dann gerade danach fragen. Wie sehen Sie das?

KH Wenn man ihn entkoppelt von der Vorstellung eines Idealzustandes, den die rückwärts- und die vorwärtsgewendeten Utopien gleichermaßen beschworen haben. Es davon zu entkoppeln und zu sagen, es hat keinen Ort und es hat keine Zeit, aber es muss – jetzt Stadtutopie – einen Ort geben, wo die nichtverträglichen Orte und die nichtverträglichen Zeiten miteinander korrespondieren, miteinander sich austauschen, miteinander kommunizieren ... also diese Worte sind im Grunde verbraucht, aber die Sache selber nicht. Wenn ich den Begriff der Utopie heute gebrauchte, würde ich jedes Mal sagen, was ich nicht damit meine. Aber diejenigen, die Utopie gesagt haben ... Nehmen wir Bacon. Das ist natürlich so gemeint, dass es auf dem Festland, in der europäischen Realität so sein sollte wie in der Utopie. Vorsichtshalber wird's dann weit weg verpackt. Wenn man's sich näher ankuckt: Ein Idealzustand ist es ganz und gar nicht. Es sind lauter Warntafeln. Man soll die Technik nicht zu betrügerischen Zwecken benutzen, nicht zu Reklamezwecken, also man soll nicht täuschen. Alles verlorene Liebesmüh, es hat nichts in irgendeiner Form ausgerichtet. Aber die Utopie war eigentlich nicht als ein jenseitiger Idealzustand gedacht, sondern als eine vernünftige Form der Korrespondenz miteinander in einer um unendlich viel Wissen vermehrten Wissensgesellschaft gedacht. Davor hat er offenbar sehr große Angst gehabt, dass diese Wissensgesellschaft, statt heilsam zu sein, lauter unheilvolle Auswirkungen haben könnte. Davon hat er offensichtlich eine Vorstellung gehabt und davor wollte er warnen.

WE Die Utopie bestünde also in einer Form von Realismus? Man nimmt die Realität als das, was sie ist, springt nicht heraus aus ihr, sondern geht in sie hinein. Die Utopie wäre dann ein Gegenbegriff zur Realität nur insofern, als Realität normalerweise eben nicht als das genommen wird, was sie ist, sondern idealisiert vergegenständlicht wird, vereinsseitigt wahrgenommen wird und damit

praktisch auch so umgangen wird. Utopie wäre dann eigentlich ein Gegenbegriff, insofern er zur Erfahrung dieser Realität zurückführen würde.

KH Ja, ich habe in der Festschrift für K. D. Wolf geschrieben: »ein junger Verleger am Ende des neolithischen Zeitalters«. Jung war er, weil er von gewissen Sachen nicht abgelassen hat; und »Ende des neolithischen Zeitalters«, weil dieses Zeitalter tatsächlich immer auf eine Balancierung von Zeiten und Räumen angelegt war und es überhaupt Sicherheit durch solche Balancen gab. Sonst hätte man nicht in riesigen Wildnissen mit Angst erregenden Tieren zusammenwohnen können, wenn man sich nicht diese heilsamen Fiktionen gemacht hätte, dass die Zeiten, in denen man das macht und die Zeiten der Gestirne, und die Orte, an denen man das macht und die Orte der Sternbilder miteinander so korrespondieren, dass man für jede Gründung, jede winzige Besiedelung oder große Stadtgründung Bürgen hat in Raum und Zeit. Und plötzlich gibt es die Möglichkeit, so miteinander zu korrespondieren, dass Raum und Zeit unwichtig geworden sind. Dagegen ist es ein Aufbieten der Realität, Raum und Zeit wieder für wichtig zu erklären; und der Utopiebegriff ist eigentlich der Begriff, der das leistet, um es jetzt einmal sehr krass und antithetisch auszudrücken. Die Stadt wäre also ein Experimentiertiegel für derartige Leistungen. Ob es gelingt, davon etwas sichtbar, davon etwas erfahrbar zu machen, dazu gehört unter anderem, dass man eben auch eine Unordentlichkeit, eine Ungeordnetheit festhält, die Städte haben – die Idealstadt-Absage ist damit schon von vornherein da –, und dass man das als Chance begreift, dass sie ungeordnet sind. Es ist sehr leicht, so etwas verbal zu fixieren, es ist aber ein Glücksumstand, wenn man es irgendwann und irgendwo umsetzen kann. Ich habe Ihre Ausstellungsunternehmung als den Versuch verstanden, einen solchen Glücksumstand herbeizuführen. Wenn er einmal da ist, kann man ihn in gewisser Weise erhalten, aber was Sie eigentlich wollen, ist ja, ihn zu übersetzen in weitere selbstständige Aufklärungsunternehmen derjenigen, die daran teilgenommen haben.

Wenn ich jetzt das Beispiel Chemnitz noch einmal nehme:

Manche Brachen haben einen hohen Reiz; und was mir den wenigsten Reiz hatte, war an dem Fuße des Schlossbergs die rekonstruierte Siedlung mit den vielen Lokalen, wo also das ganz alte Chemnitz noch erhalten geblieben sein soll, mit lauter Fachwerkhäusern. Das erschien mir wie das Nikolaiviertel. Oben wiederum auf dem Schlossberg fand ich ganz hübsch diese recht primitive Gastwirtschaft, die an der Kante langgebaut ist. Da kann man sitzen und hat einen ganz hübschen Blick; der Teich wirkt so, als ob da ein Fluss durchläuft, während der Fluss selber ja nur ein Flösschen ist. Aber der Teich wirkt fast wie ein fließendes Gewässer. Sie hatten da einen ganz schönen offenen Wein, der sie aus Kanistern oder was es war auffüllten, und es gab ganz hübsche kleine Gerichte. Das hatte eher einen ländlichen Charakter als diese Schreckenslokalitäten unten.

WE Es ist ja ein ziemlich großer Biergarten, der sich sicherlich 100 Meter an der Mauer entlangzieht. Die Geräumigkeit stimmt hier sehr gut. Man mag ja über die Leere klagen, aber Enge passt zu dieser Stadt überhaupt nicht. Wenn man es mit der Enge versuchen würde, würde man auch scheitern. Davon bin ich überzeugt. Volkmar Billig hat es ja vorhin beschrieben, ich kann es aber auch nur zum Teil nachvollziehen, wenn ich durch diese Stadt gehe. Es ist gewissermaßen ein wellenförmiges Gefühl; man zieht mit der Erfahrung, mit dem Körper unmittelbar sinnlich diese stärkere und schwächere Intensität in der Stadt mit. Dadurch habe ich viel mehr den Eindruck, dass hier Prozesse dargestellt werden können. Das, finde ich, ist die Stärke solcher Leerstellen, Bereiche, in denen weniger passiert. Es müssen ja nicht unbedingt Brachen sein. Wenn ich durch Berlin gehe, zumindest durch die Innenstadtbezirke (in anderen Städten ist das allerdings noch viel stärker), so habe ich ein im Großen und Ganzen homogenes Gefühl. Mit diesem Auf und Ab der Außenwahrnehmung lässt sich schon etwas anfangen. Ich empfinde das als produktiv und kann mich anderswo auch nicht mehr so recht wohl fühlen.

VB Tja, ich hab's vorhin schon gesagt. Zum einen fühle ich

mich in der Stadt nicht zuhause. Ich habe diese Distanz zu dieser Stadt, die immens ist und fühle mich eigentlich gar nicht kompetent, therapeutische Vorschläge zu machen. Mich interessiert eher die Diagnose.

WE Ich war sehr stark an meine Heimatstadt Bielefeld erinnert, als ich nach Chemnitz kam. Ich kann mich gut an die ersten Radtouren erinnern, die ich auf einem geliehenen Fahrrad durch die Stadt unternommen habe, um mir eine Wohnung zu suchen. Bielefeld hatte eben auch in der Zeit, in der ich dort Kind war, viele Brachflächen, und mich hat sofort wieder dieser Spieltrieb erfasst: wieder zwischen den Häusern Lagerfeuer zu machen, aus irgendwelchen Brettern Buden zu bauen – diese Dinge, die in den siebziger Jahren in den Außenbezirken Bielefeld ohne weiteres möglich waren und es auch niemanden gestört hat. Ich kam da auch hin und hatte sofort diesen Eindruck, dass man hier Kinder haben könnte – eben wegen dieser irgendwie unreglementierten städtischen Oberfläche. Etwas davon ist dann in der ganzen Zeit hängen geblieben. Die Sympathie beruht also auf einem autobiographischen Zufall; ich bin eben nicht in einer Stadt wie Regensburg oder Meißen groß geworden, sondern in einer Stadt, die Chemnitz relativ ähnlich ist, die auch eine Industriestadt gewesen ist, die damals auch viele freie Flächen hatte. All das hat mich nie gestört, sondern es hat mich immer als eine Einladung an meine Produktivität, meine Phantasie interessiert. Ich konnte an etwas anknüpfen, zumal ich die Gesamtversiegelung Bielefelds, die sich in den neunziger Jahren zugetragen hat, nicht mehr richtig mitbekommen habe. Da war ich dann schon in Berlin. In Berlin selber war ich dann in den späten neunziger Jahren auch nicht mehr so recht glücklich, so dass ich insgesamt nicht unerfreut war, als ich dann nach Chemnitz gelangte. Nochmals: Es hat meine Produktivität angeregt.